

Literaturfragen der Gegenwart

Die Dichtung als Bildungsmacht

Man sagt uns Deutschen nach, daß wir zu wenig Sinn für Form hätten. Man empfindet uns nicht selten, vor allem in romanischen Ländern, als ein barbarisches Volk. Man fürchtet sich vor dem Unberechenbaren, dem Irrationalen, dem Chaotischen des sogenannten deutschen Gemütes. Man hat den Rheinstrom schon als eine Kulturgrenze bezeichnet, jenseits der es unheimlich und ungeheuerlich werde, so etwa wie in den arktischen Regionen, von denen der Legionär Augustus' träumte. Sind dergleichen Vorwürfe auch gewiß nicht berechtigt, so deuten sie doch auf manche Eigenarten oder gelegentlich auch Unarten des deutschen Wesens hin. Unsere Klassiker empfanden die Klärung der deutschen Seele und des Sinnes für Kunstform (künstlerischen Formsinnes) durch die antike Kultur als etwas ihnen Unentbehrliches. Hervorragende Dichter, von Konrad Ferdinand Meyer bis auf Stephan George, gingen in die Schule der französischen Stilkunst. Andere, die das nicht in gleichem Maße taten, wie manche Romantiker, blieben in Nebel und Unklarheit, so daß Georg Brandes einmal ganz allgemein von unserer Literatur behaupten konnte, sie habe vor allem Rohstoff hervorgebracht, die feine Arbeit der Vollendung aber den Nachbarvölkern überlassen. Fraglos ist die schöne Form etwas, was dem Deutschen für gewöhnlich nicht in die Wiege gelegt wird und was er sich nur in schwerem Ringen erobert.

Hiermit hängt es zusammen, daß man die Schönheit der Form oft nicht recht würdigt. Man hat Achtung vor der Philosophie, vor der Theologie, vor dem Staatsmann, vor dem Pädagogen, vor dem Offizier, vor dem Großindustriellen, vor dem Bankherrn, vor dem Politiker, aber nicht vor dem Dichter. Unsere Dichter selbst haben wie Schiller neben der künstlerischen Neigung die zur Philosophie, wie Goethe die zum Erzieherischen, wie das junge Deutschland die zum Politischen und ganz allgemein die zum Religiösen und Mystischen. Bemüht sich ein wissenschaftlicher Verfasser, schön zu schreiben, so erregt er sogleich den Verdacht, es müsse ihm wohl an Tiefe fehlen. Statt des Namens eines Volkes der Dichter und Denker scheinen wir doch mehr den Namen eines Volkes von Grüblern oder Gelehrten zu verdienen, wie denn unser Gymnasium im Vergleich zu dem in Frankreich eine gewisse Solidität der Bildung, eine wirkliche oder eine vermeintliche, weit über ihre weltläufige, vornehm klassische Formung setzt.

Für den katholischen Volksteil in Deutschland liegen die Dinge noch verwickelter. Seit Goethe und Schiller blieb die Führung der deutschen Literatur bei protestantischen oder bei freigeistig gerichteten Dichtern und Kritikern. Der Heilsgüter wegen, die uns höher als alle andern stehen, kam man zu dieser Literatur in ein gegensätzliches Verhältnis. Man wollte wohl die Schönheit, aber man empfand sie als gefährlich. Je mehr sich das neuere literarische Leben von den Grundlagen schlichter Gläubigkeit entfernte, um so mehr lehnte man es ab, um so mehr mied man sogar die Beschäftigung mit ihm. Gewiß gab es immer einzelne Persönlichkeiten und Gruppen, die sich mit seinen Richtungen

vertraut machten, aber dann folgten Auseinandersetzungen über den Gehalt, weniger über die Gestalt. Die große Masse der Gebildeten blieb jedoch bis auf den heutigen Tag dem eigentlichen Literaturbetrieb fern. Besonders gilt dies von jenem Stande, dessen geistige Haltung für das katholische Volk soviel bedeutet, nämlich für den Klerus. Arbeiteten einzelne auch hier im Vordergrund der literarischen Betätigung, so waren es doch Ausnahmen. Im Bildungsgange des Klerikers spielt die Dichtung keine merkbliche Rolle. Man darf sogar behaupten, daß — mehr als das Deutsche — das Lateinische nicht nur die Kirchensprache, sondern auch die eigentliche Bildungssprache der Geistlichkeit geblieben ist. Wenig bedeutet es ja, wenn ein Teil der Vorlesungen oder gar allein deutscher Sprache gehalten werden, denn es ist in jedem Falle eine Sprache, die nur selten ihrer selbst wegen gepflegt wird, und die vielfach auch in ihren deutschen Formen an die Übersetzung aus dem Lateinischen erinnert.

Dieser Zustand der Dinge, die einmal geschichtlich so geworden sind und die in manchem Betracht geradezu als versteinert erscheinen, hat nun Folgen gezeitigt, die, je länger je mehr, um so verhängnisvoller werden. Sie wirken sich nicht nur in der eigenen Bildung der deutschen Katholiken aus, sondern auch in ihrer Stellung zum deutschen Volke und in der Sendung, die sie in ihm zu erfüllen haben.

Mancher sagt schöne Form, löst sie fein säuberlich vom Inhalt und meint, er habe nach diesem Denkvorgang noch die Möglichkeit, mit den zurückgebliebenen geistigen Werten als solchen schöpferisch arbeiten zu können. So einfach ist die Sache indessen nun nicht. Zugegeben auch, daß in der Wissenschaft der abstrakten Philosophie mit reinen, von aller Stofflichkeit befreiten Ideen gearbeitet werden muß, leben und wirken eben die meisten Menschen nicht im Bereich des Abstrakten, sondern des Konkreten. Auch treffen wir Philosophen, und es sind nicht die geringsten an Rang, die auf eine bildkräftige Sprache nicht verzichtet haben, während Popularphilosophen, wie etwa Schopenhauer, ganz im Element der Sprache webten. Leib-seelisch, wie der Mensch selber, sind auch seine Werke, und tief in ihm liegt der Drang, alles nach dem eigenen Bilde zu formen. Man mache an sich selbst die Erfahrung, was es für eine Idee bedeutet, ob sie ihre letzte feste Prägung erhalten hat oder nicht. Solange sie nicht Wort geworden ist oder nicht Wort werden kann, scheint sie eben auch als Idee noch nicht durchgedacht und vollendet. Mit dem Begriff einer bloßen Bedingtheit der Tätigkeit des Menschengeistes in seiner durch das Körperliche an den Leib gebundenen Form ist letzten Endes wohl die wesenhaft überkörperliche Eigenart der Begriffe sichergestellt, keineswegs aber die Wechselwirkung von Wort und Geist in der Gesamtheit einer Kultur bezeichnet. Das Wort selber, in sich betrachtet, ist nicht bloß ein körperliches Element, sondern immer auch ein willkürlich gewähltes oder ein wesenhaftes Symbol. Im Worte wohnt schon der Geist. Und es ist somit das Wort ein Gefäß des Geistes, in dem er sich aufbewahren und überliefern läßt. So geht geistige und vor allem schöpferische Arbeit bereits im Wortgebilde vor sich. Und es ist ein Mensch, der nicht über solche geeigneten Wortgebilde verfügt, übel daran, wenn er auch das Geistigste formen soll. Wort und Sprachform ist also schon darum ein Stück Geisteswelt. Mag man sich auch mit der Vorstellung begnügen, als sei die Sprache für den Geist nur eine Art Instrument, während sie doch in Wirk-

lichkeit viel mehr ist, so bliebe auch dann noch die Notwendigkeit, dieses Instrument wirklich spielen zu können. Um das zu lernen, gibt es auf diesem wie auf allen Gebieten kein anderes Mittel als die Übung. Da es sich nur um Vorgänge des geistigen Lebens handelt, darf diese Übung keine mechanische sein. Nur vom lebendigen Wort kann zeugende und belebende Kraft ausgehen. Das lebendige Wort aber haben wir vor allem in der Dichtung. Das ist ja eben die Eigenart des Dichters, daß er Idee und Wort in geheimnisvoller Weise miteinander verbindet. Wer darum auf die Dichtung und mit ihr auf die Geistesbildung durch die schöne Literatur verzichtet, der wird die eigenen geistigen Werte nur schwer zur Vollendung bringen, wird auch im Geiste zurückbleiben, weil er allzusehr mit der Form zu kämpfen hat, wird den Geist von seinen natürlichen Bindungen lösen und ihn darum zur Unfruchtbarkeit verurteilen. Was ein solcher Mensch dann schreibt, bleibt bild- und gestaltlos und hat weder Fleisch noch Blut. Es ist langweilig wie alles Tote.

Damit ist aber die Bedeutung der Sprache erst oberflächlich gekennzeichnet, ist sie doch nicht nur das Ergebnis der Arbeit eines einzelnen, sondern eine Frucht der Gemeinschaft. Sie war es, die dem Ich gestattete, den Weg zum Du zu finden. In freundlichem Miteinander wurde sie zu dem heiligen Bande umfassender Liebe. In dem Austausch der Geister bereicherte sie ihren Gehalt und ihre Ausdrucksmöglichkeit von Geschlecht zu Geschlecht. Von dem Duft des Bodens nahm sie an, von den Farben des Himmels, von dem Blühen der heimischen Auen, von dem Rauschen der Flüsse und Wälder, von der Formung der Berge und Täler. Den Rhythmus des Blutes und des klaren Wollens bildete und sang sie in sich hinein, den großen Laten der Geschichte lieh sie ihr Wort, und der heimlichen Sehnsucht des Gemütes gab sie Bild und Symbol. Ihr Wortschatz ist nichts anderes als der Ausdruck alles dessen, was ein Volk umgab, womit es sich beschäftigte, was es dachte, was es fühlte, was ihm heilig war und was es verabscheute. Die Sprache ist das kostbarste Erbe, das von Geschlecht zu Geschlecht geht, das niemals erstarrt, weil sie ständig im Gebrauche bleibt, ein Erbe, das dauerhafter ist als Stein und Erz, weil es mit den Menschen dauert und nur mit dem ganzen Volke sterben kann. In ihre Tiefe blickend, gewahren wir darin die edelsten Ahnenbilder unserer Vergangenheit, schauen wir darin die höchsten Ideale unserer Weisen und Helden, und ihrem Gesange lauschend, vernehmen wir die Stimme der Jahrhunderte und Jahrtausende, sind doch alle Sprachen miteinander verbunden, verbunden darum auch mit dem teuersten Erbe aller menschlichen Erinnerungen. Der Genius eines Volkes und der Genius der Menschheit zugleich ist die Sprache, und die Dichtung ist ihr Königskind. Ganz abgesehen von dem, was eine Sprache im einzelnen sagt, spricht sie durch sich selbst, durch ihren Bau, durch ihre Musik, durch ihre Farbe, durch ihr letztes Individuelles. Einerlei, ob ein Dichter Christ oder Heide ist, mächtiger als er ist die Sprache, in der er dichtet, und geringfügig wird jeder Protest, auch des stärksten persönlichen Empfindens, wenn es ein Protest gegen diesen Genius ist. Mag darum auch ein Volk noch so sehr zerspalten sein, hat es noch eine gemeinsame Sprache, dann empfindet es auch noch ein gemeinsames Schicksal, und leicht verstehen sich Sängere, die dem gleichen Genius huldigen. Hermann Hefele sagt in seinem leider so wenig beachteten, tiefsinnigen Buche über das Wesen der

Dichtung: „In der Dichtung wird die Sprache, als Mittel der wirkenden Gemeinschaft wie als individueller Ausdruck, ideell geädelt und erlebt ihren höchsten Triumph als Leib der zweckentbundenen Idee. In der dichterischen Sprache wird die Gemeinschaft selber Gestalt, reiner, lebendiger, beweglicher und geistiger als im doppelten Gefüge der bürgerlichen und der politischen Ordnung. Die Dichtung ist ideelles Bewußtsein der Gemeinschaft, Volk und Menschheit selber im Klang des eingepprägten Wortes.“

Steht ein Volksteil zu der Dichtung seiner Nation in einem minder herzlichen oder gar spröden Verhältnis, so soll er sich überlegen, was er dabei verliert. Es muß ihm die Fähigkeit bleiben, dem ihm eigentümlichen Gedankengut den volksgemäßen Ausdruck zu geben. Damit ist nicht mehr und nicht weniger gesagt, als daß es hier um seine Fähigkeit zur Kultur überhaupt geht. Kultur ist immer Formung, und dem Mordversuch am keimenden Leben kommt es gleich, wenn man das innerlich Wachsende nicht bis zur fertigen Prägung weiterbildet. Wie oft sind auf katholischer Seite Grundsätze aufgestellt und verbreitet worden, von denen man sagen mußte, daß sie wenig Schlagkraft bewähren. Kam es von den Grundsätzen? Nein! Sie waren gewiß richtig und wahr, wie sie es immer gewesen sind und in Ewigkeit sein werden. Sie blieben nur ohne die rechte Formung im Sprachkörper etwas rein Abstraktes und büßten daher ihre Wirkung ein. Die Frische des Daseins können sie eben nur durch die wirkliche Existenz erhalten, die niemals zur vollen Wirklichkeit kommt, solange die Prägung in der Sprache fehlt. Wiederholungen verträgt der Mensch wohl, muß doch jede Kultur alle vorhergehenden wiederholen, und ist doch ohne Wiederholung jede einmal abgeschlossene Offenbarung überhaupt nicht zu überliefern — aber Wiederholungen, die nicht lebendig sind, verdienen im Grunde nicht einmal den Namen einer Wiederholung, denn in dem, was wiederholt wird, ist ja das Kostbarste abhanden gekommen, das Leben nämlich, das einmal darin war. Bollsaftiges Leben aber kann etwas Geistiges nur durch die Sprache erhalten, und es ist darum zu verstehen, daß Christus seine Botschaft eben dem lebendigen Wort vor allem anvertraut hat. Das lebendige Wort ist aber nun einmal nur von der lebendigen Dichtung her zu empfangen, nicht einmal von der Dichtung der Vergangenheit, sondern nur von einer, die noch wirklich lebendig ist. Wäre die Dichtung einer Zeit auch noch so tiefgehend, es gäbe eben kein anderes Mittel, sich die Lebendigkeit der Sprache zu bewahren, als eine irgendwie geartete Teilnahme an ihr.

Einen Volksteil aus den Zaubergärten der heimischen Dichtung ausweisen, das hieße ihn in eine Verbannung schicken, die grauenhafter ist als die verlassenste Wüste. Ist nämlich die Sprache nicht das Eigentum des einzelnen, sondern die immerfort weiterklingende Musik des Ganzen, so kann der einzelne ohne das Ganze nicht sinngemäß schaffen. Man mag für Goethe sein, man mag sich wider ihn stellen, man kann aber nach Goethe nur noch in Goethes Sprache reden, weil sie, alles in allem, die höchste Stufe der Vollendung bezeichnet, die bis zu ihm erreicht wurde, und weil sie folgerichtig von allen späteren Stufen vorausgesetzt wird. Wir können auch auf unsere zeitgenössische Dichtung so wenig verzichten, wie die Sprache der alten Kirche auf die griechischen Schriftsteller hat verzichten können. Eine tote Sprache kann sakrale Werte bewahren, kann dogmatische Festlegungen getreulich hüten, wird im

übrigen, solange sie von lebendigen Menschen gesprochen wird, niemals zu einer ganz toten werden, kann aber nicht das lebendige Wort ersetzen, das aus dem Schicksal der Zeit und des Volkes geboren wird. Vielleicht erklärt sich aus diesem Zusammenhange heraus eine überaus merkwürdige Tatsache, die wir immer von neuem im praktischen Leben beklagen müssen. Auf der einen Seite bemerken wir bei vielen im deutschen Volke eine große Sehnsucht nach katholischen Büchern und Ansichten; auf der andern Seite gab man oft mit einer gewissen Trauer die Bücher zurück, oder man ging nach etwaigen Gesprächen unbefriedigt auseinander. Kommt das allein von der Unüberbrückbarkeit dogmatischer Unterschiede? Man sagt wohl, daß der Ton die Musik mache, und so wird auch wohl hier der Ton und die Sprache etwas zu bedeuten haben. Sicher ist es jedenfalls, daß man sich auch sprachlich oft nicht versteht. Der moderne Gebildete denkt in den Formen der zeitgenössischen Literatur. Dem Katholiken sind diese künstlerischen Gestaltungen nicht selten fremd. Wohl gemerkt, es handelt sich nicht darum, daß man die Dinge von außen kenne oder vielleicht aus Sammelaufsätzen, Leitfäden und Feuilletons, sondern vielmehr um eine lebendig gewordene Einfühlung und um eine innerliche Vertrautheit mit den Symbolen, den Gefühlen, den Bildern und überhaupt den Geheimnissen der Form. Sage nicht, daß uns dies alles fremd bleiben müsse, weil sich darin ein gefährlicher Geist offenbare, denn außer dem Geist dieses und jenes Dichters webt darin auch der Genius der Sprache. Diesen Genius in sich aufnehmen braucht noch lange nicht zu besagen, auch die zufällig darin geäußerten Meinungen sich anzueignen. Man denke nur an das eine oder andere Kapitel aus Niegssches Buch „Also sprach Zarathustra“, und man wird einräumen, daß das Positive darin, nämlich das in der Bildkraft der Sprache und in der Dynamik des Rhythmus Aufleuchtende mächtiger ist als vieles Negative, das wir historisch verstehen können und das wir dialektisch überwinden, weil es eben mehr dem Gebiet der Dialektik angehört als dem sprachlichen Ausdruck selber. Wie kann es auch anders erklärt werden, daß man, nachdem man einmal allerlei einer Dichtung mehr äußerlich anhaftende Tendenzen in ihr erkannt und dann ausgeschaltet hat, nun auf einmal den Weg frei findet zum vollen Genuß eines in ihrer sprachlichen Gestalt zum Ausdruck kommenden wundervollen Reichtums an menschlichen Gedanken und Empfindungen? Aber lesen können muß man Literatur, und was oft noch wichtiger ist, hören können. Das wird schon verlangt. Man muß Auge und Ohr zu öffnen wissen für die dichterischen Werte, die sich im Genius der Sprache auch immer mit den ewigen Werten verbinden, einerlei, wie die betreffende Dichterpersönlichkeit dialektisch darüber denken mag. Freilich ist es nicht so, als ob man das Wie, wie einer spricht, gänzlich trennen könnte von dem Was in seinen Worten, aber es ist in der Dichtung damit doch ganz anders als in der rein mitteilenden Prosa, die keinerlei Ansprüche auf künstlerische Würdigung erhebt. Die Form ist mehr als das Wie. Sie führt als Ausdruck der Gemeinschaft etwas Überpersönliches mit sich. Sie arbeitet mit Symbolen, die schon durch ihre innerste Wesenheit etwas sagen. Sie trägt in dem Wie ein diesem Wie bis zu einem gewissen Grade notwendig zugeordnetes Was schon in sich. Sie ist wahr, insofern sie durch ihr Wesen spricht. Je höher eine Dichtung steht, je mehr alle Schläcken des rein Begrifflichen aus ihr entfernt

worden sind, je mehr sie wesenhafter Ausdruck einer genialen Persönlichkeit ist, um so echter, wahrer und schöner wird sie, und um so mehr rückt sie ein in die Reihe des naturhaft Gewordenen, das immer das Antlitz Gottes spiegelt. Mag auch in der Literatur der Gegenwart Sensation und Leichtfertigkeit eine ungeheure Rolle spielen, es erscheinen doch immer noch Werke, von denen wir sagen dürfen, daß sich in ihnen der Genius der Sprache offenbare, und daß sie des Volkes und der Menschheit große Gegenstände in der Kraft ihrer Symbole gestalten. Sollen katholische Ideen wieder lebendiger werden und sollen sie mit dem Kulturleben der Gegenwart in stärkere Wechselwirkung treten, so müssen sie sich die Formung durch den Genius der Sprache gefallen lassen und so singen und sagen, wie eben dieser Genius singt und sagt.

Hieraus ergibt sich mit Notwendigkeit, daß wir im katholischen Volksteil das Gut unserer nationalen Literatur in ganz anderer Weise pflegen müssen. Wirklich hat die Görres-Gesellschaft die Forderung der Zeit erkannt, wenn sie eine eigene literarische Sektion gegründet hat und nun mit ihrem Literaturwissenschaftlichen Jahrbuch ihre Veröffentlichungen beginnt. Allein schon die ausgezeichnete Arbeit von Wilhelm Schulte über Renaissance und Barock beweist, um welch wichtige katholische Interessen es auch auf dem Gebiet der Literaturwissenschaft geht, während die tief eindringende Studie des Herausgebers, Günther Müller, über Hans Roseliebs Roman „Die liebe Frau von den Sternen“ uns mit dem künstlerischen Ringen in der neueren katholischen Dichtung bekannt macht. Beklagt aber muß es werden, daß trotz allen Bemühungen unserer literarischen Zeitschriften und Vereine die Masse der katholischen Gebildeten sich gerade auf diesem Gebiete so schwer beweglich zeigt. Wäre es nicht auch möglich, in den Erziehungsanstalten unseres Klerus die sprachliche und die literarische Bildung methodisch zu pflegen, wo doch nicht nur das Schicksal der Predigt, sondern das ganze Verhältnis des Geistlichen zu dem Gebildeten so stark hiervon abhängig ist? Ohne ein tatkräftiges Vorgehen des Klerus ist einmal im deutschen Katholizismus nicht viel zu wollen, und darum empfinden es katholische Dichter und Schriftsteller bitter, wenn sie sich gerade von dieser Seite wenig geschätzt und kaum beachtet fühlen. Mehr als eine Anregung auszusprechen, steht mir nicht zu, aber es ist doch eine Anregung, die dem Geiste der Kirche, deren Oberhaupt den Ruhm Dantes vor aller Welt verkündet hat, durchaus entspricht und die von weittragender Bedeutung werden könnte.

Die verschiedensten Beweggründe bieten sich an, um den katholischen Volksteil zu stärkerer Betätigung im literarischen Leben der Zeit anzutreiben. Einmal geht es hier um ein katholisches Interesse, weil die Herrlichkeiten unserer Religion ohne die ständige Arbeit an ihrer Ausdrucksform nicht nur nach außen nicht zur Geltung kommen, sondern auch in uns selbst gewissermaßen eintrocknen. Wie begierig haben die Menschen nicht nach Büchern gegriffen, in denen die katholische Religion, wie etwa bei P. Lippert, bei Romano Guardini oder auch bei Joseph Wittig, wenn wir einmal von seinen Irrtümern absehen, eine neue, frische, wohlgeformte Sprache gesprochen hat! Friedrich Schlegel sah in der Aufgabe, die Geheimnisse der Religion im strahlenden Kelch der Symbole durch die Jahrhunderte zu tragen, überhaupt den letzten

und tiefsten Sinn aller Kunst, und wir begreifen heute noch mehr als seine Zeitgenossen, welch eine bedeutende Wahrheit er damit ausgesprochen hat.

Dazu kommt das Interesse für unser Volk. Unleugbar befinden wir uns heute in einem sprachlichen und literarischen Chaos. Wie die Stile in andern Künsten, so lösen sie sich auch in der Dichtkunst auf. Männer, die ein feines Gefühl dafür haben und die Dichtung, die nicht Ausdruck einer Gemeinschaft mehr ist, überhaupt nicht genießen können, wie z. B. Rudolf Borchardt, haben sogar geäußert, es sei Klemens Brentano der letzte große deutsche Dichter gewesen. Die Sprache und die Dichtung zeugen hier nur für die Seele des Volkes selber, die hilflos ist und zerrissen. Dichterisches Schaffen und literarische Kritik, die von der gesunden katholischen Geistesart getragen und durchdrungen sind, würden gerade im gegenwärtigen Augenblick als willkommenste Heilmittel empfunden werden. Die Sehnsucht nach ihnen ist schon da, und es ist rührend, wie sehr sich manche nichtkatholische Kreise um die versunkene Schönheit der gemeinsamen großen Vergangenheit unseres Volkes bemühen. Sie können aber nicht den rechten Erfolg haben, solange es nur ein Ausgraben bleibt und ein Sammeln in Museen und Literaturgeschichten. Nur jene, die das alte katholische Kulturgut noch im Blute bewahren, sind imstande, es für das Geschlecht von heute lebendig zu erneuern. Mit innigster Teilnahme sollten wir dem Schaffen unserer katholischen Dichter folgen, die zum Teil wenigstens diese ihre Aufgabe schon richtig erkannt haben. Diese Anteilnahme wäre wohl größer, wenn man erst einmal den tiefen Zusammenhang von Sprache und Kulturleben wirklich durchschaute; denn dann würde offenbar, daß der deutsche Geist, wie er in unserer Geschichte, und zwar in unserer Gesamtgeschichte, gewirkt hat, gar nicht wieder hergestellt werden kann, wenn es nicht zugleich wenigstens in der Sprache geschieht, ohne die er ewig flüchtig, chaotisch, irrational bleiben muß. Man sage doch nicht immer, des Deutschen Kunst sei einzig und vor allem die Musik, wobei man dann, obendrein noch irrümlicherweise, festeren Formungen zu entrinnen glaubt. Weder Goethe noch Schiller noch Herder haben sonderlich viel von der Musik verstanden, und dennoch waren sie in ihrer Art ein typischer Ausdruck der deutschen Wesensstruktur. Richtig ist freilich, daß mit dem Verfall der bei aller Fülle doch in klaren Linien sich darstellenden mittelalterlichen Kultur auch unsere Sprache vertweichlicht und verpsychologisiert wurde und ihrer ruhigen Sicherheit und ihrer heiligen Würde verlustig gegangen ist. In solchem Zustande erblicken wir sie in einer Zeit, die wie keine andere des Geistes bedürfte, und zwar des geformten Geistes, der allein mächtig ist und etwas zu bauen vermag.

Die Entscheidung unserer Gegenwart liegt hier: Auf der einen Seite sehen wir die Mächte der Wirtschaft und der Finanz sich immer ungeheuerlicher zusammenballen. Dazu rechne man, weil sie im gleichen Sinne wirken, die wachsende Ausbreitung der sportlichen Betätigung. An und für sich ist die Beschäftigung mit technischer Kultur dem deutschen Wesen nicht fremd, wie denn das Mittelalter auch in dieser Hinsicht Großartiges geleistet hat. Verhängnisvoll aber wäre es, wenn der geistige Gegenpol in unserem Volke der verstärkten Wirkung vom Technischen und Wirtschaftlichen her an Strahlkraft verlieren sollte. Schon bemerken wir, wie auch im Gebiet der geistigen Mächte, wie in

der Presse und im Theaterwesen die Kapitalisierung unaufhaltsam fortschreitet. Im Gefolge davon stellt sich zwangsläufig alles ein, was unser deutsches Wesen vergiften und zerlegen muß. Nur eine außergewöhnliche Anstrengung unserer geistigen Energien wird imstande sein, das schon bedrohlich gestörte Gleichgewicht unserer Seele wiederherzustellen. Das leistet die Wissenschaft nicht allein und auch nicht die Religion, so sehr das eine wie das andere in seiner Art vonnöten ist. Das leistet wieder nur geformter Geist, ein Geist, der in das innere Reich der Seele Bildungen von gleicher Größe und von gleicher festgefügter Struktur hinzustellen vermag, wie wir sie in den riesenhaften Trusts, Konzernen und Organisationen auf wirtschaftlichem, technischem und staatlichem Gebiet vor uns haben.

Ja, mit unsern letzten, heiligsten Wünschen für Deutschlands Zukunft hängt diese noch so wenig verstandene Literaturfrage zusammen. Es ist schon bis zur Übermüdung betont worden, daß wir das Gebäude der deutschen Zukunft nicht einfach nach fremden Mustern aufführen können, sondern daß wir auch hier unserer Geschichte getreu verfahren müssen. Die äußere Geschichte aber, was bietet sie mehr als Daten und Taten, deren tiefere Bedeutung sich erst aus ihrer Verbindung mit dem deutschen Wesen und seiner Sendung in der Welt ergibt. Das deutsche Wesen aber läßt sich so wenig wie das irgend eines andern Volkes in starre Begriffe auflösen, sondern kann nur erahnt und erfüllt werden im Genius seiner Kultur, vor allem in seiner Sprache und in seiner Dichtung. Mag Georg Brandes von uns behaupten, wir böten einstweilen noch mehr Rohstoff als Feinarbeit, gibt uns doch gerade solch ein Wort noch Hoffnung auf verborgene Schätze, die zu heben sind, und auf Unausgesprochenes, was noch auszusprechen ist. Sprache und Volk, Volk und Staat, Staat und Wirtschaft wiederum, alles hängt in dem Wunder einer geheimnisvollen Ordnung zusammen. Aus diesem Geheimnis heraus leben wir, und wer es uns am tiefsten deutet, das ist unsere Sprache und unsere nationale Dichtung.

Friedrich Muckermann S. J.